



**„Die Welt muss sich ändern ...
Wir sind die Welt ...!“**

Michail Gorbatschow

Internationaler Journalistenpreis
„1989 - 2009: Europa im Dialog“

„Die Welt muss sich ändern ...
Wir sind die Welt ...!“

Michail Gorbatschow

Internationaler Journalistenpreis
„1989 - 2009: Europa im Dialog“

Inhalt:

02	Vorwort Joanna M. Rother , Projektleiterin MitOst e.V.
04	Grußwort Ria Schneider , Geschäftsführerin MitOst e.V.
06	Grußwort Marc Bermann , Projektleiter Robert Bosch Stiftung
09	Die Nominierten
10	Platz 1 Michal Hvorecky , Der Sommer, in dem meine Kindheit endete
12	Platz 2 Anna Wakulik , Himmel über Berlin, oder: (Nichts) Neues im Westen
16	Platz 3 Agnieszka Hreczuk , Zusammen kann man mehr
20	Yaryna Borenko , Fünfundachtzig Millimeter
24	Solveig Grothe / Hans Michael Kloth , Bei Anruf Mauerfall
28	Anne Klesse , Plötzlich war die Mutti weg
32	Michal Komárek / Bára Procházková , Ach, bist du wunderbar!
40	Hanka Nowicka / Friedhelm Weinberg , In den Köpfen der Menschen
44	Veronika Wengert , Slowenien/Italien: Eine Stadt mit zwei Gesichtern
48	Oktay Yaman , Europa auf dem Prüfstand
53	Die Jury
59	Medientraining
65	Redaktionsbesuche
69	Stadtführung
73	Preisverleihung
79	Pressespiegel
82	Impressum

Vorwort

Joanna M. Rother, Projektleiterin MitOst e.V.



„Die Welt muss sich ändern ... Wir sind die Welt ...!“,

rief der Friedensnobelpreisträger Michail Gorbatschow den Versammelten während des Reformprozesses der „Perestroika“ in Russland zu. Auch die Medien erhielten im Jahr 1989 eine neue politische Rolle. Bei dem Umbruch in Mittel- und Osteuropa waren sie die entscheidenden länder- und grenzübergreifenden Informationsträger der damaligen Ereignisse. 1989 war das Jahr der deutsche Wende, der Zeit der Emanzipation und Befreiung in Mittel- und Osteuropa, aber auch das Ende des Kalten Krieges zwischen Ost und West.

Ein Blick auf das heutige Europa genügt, um auf die Spuren des Jahres 1989 zu kommen: der Beitritt der postkommunistischen Staaten zur Europäischen Union fünfzehn Jahre später wäre ohne die Solidarność in Polen und den Fall der Berliner Mauer nicht möglich gewesen. Ebenfalls waren die Auflösung der Sowjetunion im Jahr 1991 und die Entstehung souveräner Staaten östlich der EU-Außergrenze ohne die Umbrüche von 1989 kaum denkbar.

Zwanzig Jahre danach befindet sich Europa im neuen Dialog. Wie wirkt sich das Jahr 1989 auf die Europäische Union der inzwischen 27 Staaten aus? Wie gestalten sich die Grenzen Europas zwanzig Jahre nach der Wende? Welche Themen von damals interessieren die junge Generation von heute?

In über 50 Texten aus über 15 europäischen Ländern suchten die jungen Journalistinnen und Journalisten Antworten auf diese Fragen.

Im Internationalen Journalistenpreis „1989 – 2009: Europa im Dialog“, der in drei Sprachen: Deutsch, Englisch und Russisch ausgeschrieben wurde, haben sich Print- und Online-Journalisten im Alter von 18 bis 35 Jahren aus den Ländern der Europäischen Union, den östlichen Nachbarstaaten sowie der Russischen Föderation beworben. Die faire und offene Berichterstattung über das zusammenwachsende Europa jenseits der alten Trennlinie von Ost und West stand dabei im Vordergrund.

Der Internationale Journalistenpreis „1989 – 2009: Europa im Dialog“, der von MitOst zum zwanzigsten Jubiläum der friedlichen Revolution ausgeschrieben wurde, hatte ein gründliches und strenges Auswahlverfahren. Unter 53 eingereichten Arbeiten sollten am Ende zehn nominiert und davon drei preisgekrönt werden.

Die thematische Vielfalt sowie der stilistische Reichtum der eingereichten Arbeiten zeichneten den Wettbewerb aus. Während es in den Texten aus Albanien, Kirgistan, Moldawien, Rumänien und Transnistrien oft um die Frage der neuen Grenzen Europas ging, vermittelten die nominierten Beiträge aus Deutschland, Polen und Tschechien eher einen subjektiven Eindruck des selbst als Kinder oder Jugendliche erlebten Jahres 1989.

Die Auswahl wurde in einem mehrstufigen Auswahlverfahren durchgeführt, bestehend aus Sitzungen der Vorjury und Jury, besetzt mit renommierten Experten und Journalisten angesehener Zeitungen und Zeitschriften (darunter Marc Bermann von der Robert Bosch Stiftung, Alfhild Böhringer von der European Youth Press, der ukrainische Publizist Juri Durkot, Adam Krzemiński von der polnischen Wochenzeitung Polityka, Claus Christian Malzahn von SPIEGEL Online, Ivan Rodionov vom russischen TV-Nachrichtensender Vesti24, Andrea Seibel von der WELT und der Berliner Morgenpost, Luise Tremel von der Bundeszentrale für politische Bildung sowie Bernd Ulrich, der stellvertretende Chefredakteur von der Wochenzeitung Die Zeit).

Allen Vorjuratoren und Juratoren danke ich sehr für die gute Zusammenarbeit. Mein besonderer Dank geht an den polnischen Botschafter, Herrn Dr. Marek Prawda und die polnische Botschaft. Ebenso bedanke ich mich bei MitOst e.V. für die gute Unterstützung in der Projektarbeit, bei den Förderern des Internationalen Journalistenpreises, Herrn Marc Bermann von der Robert Bosch Stiftung und Herrn Dr. Rupert Antes von der Haniel Stiftung für den konstruktiven Austausch sowie bei den Sponsoren des Projektes, dem Energieunternehmen Verbundnetz Gas AG und dem Hotel Motel One. Besonders danke ich auch dem Medienpartner DIE WELT für die Veröffentlichung der besten Beiträge. Mein Dank geht auch an die Unterstützer des Internationalen Journalistenpreises: die Bundeszentrale für politische Bildung, n-ost e.V., European Youth Press, DIALOG, das Collegium Hungaricum Berlin, das Polnische Institut und EurActiv.de, sowie an meine Mitarbeiterinnen Anna Samol und Katrin Lippmann.

Im November 2009, dem historisch bedeutenden Monat für das Jubiläum des Jahres 1989, kamen bei der feierlichen Preisverleihung im Collegium Hungaricum Berlin die nominierten Autorinnen und Autoren zusammen. Darüber hinaus nahmen sie in der Stadt des Mauerfalls an einem Medienprogramm teil und besuchten erfahrene Journalisten in den Redaktionen der Wochenzeitung Die Zeit und des Magazins SPIEGEL. Für die Abwechslung und Fortbildung sorgte das zweitägige Medientraining mit dem Schwerpunkt Fotografie in der Berliner Journalisten-Schule.

Der vorliegende Band versammelt die besten Arbeiten des Internationalen Journalistenpreises und bietet damit einen Blick auf das Europa von 1989 zwanzig Jahre danach. Der Leser erhält nicht nur eine Kollektion von journalistischen Texten in Originalsprache mit deutscher Übersetzung, sondern auch eine Auswahl an Berichten über Ereignisse, Hintergründe und Zusammenhänge im heutigen Europa jenseits von Ost und West.

Schön, dass Europa im kontinuierlichen Dialog ist.

Berlin, im Februar 2010

Ria Schneider, Geschäftsführerin MitOst e.V.



Grußwort zur Preisverleihung

Sehr verehrter Herr Botschafter der Republik Polen, sehr geehrter Herr Bermann, sehr geehrter Herr Lachmann, liebe nominierte Autorinnen und Autoren, sehr verehrte Gäste,

ich bin beeindruckt von dem großen Kreis an Interessentinnen und Interessenten, die heute Abend anlässlich der Preisverleihung zum Internationalen Journalistenpreis „1989 – 2009: Europa im Dialog“ hier versammelt sind und möchte mich meinem Vorredner Herrn Marc Bermann sehr gerne anschließen und Sie alle auch im Namen des MitOst e.V. ganz herzlich begrüßen.

MitOst, für den ich hier sprechen darf, ist der Trägerverein, der den Internationalen Journalistenpreis, gefördert von der Robert Bosch Stiftung, der Haniel Stiftung und der Europäischen Kommission, zum ersten Mal in dieser Form durchführt, was uns sehr freut und was wir sehr gerne auch in der Zukunft tun wollen.

Die angereisten Nominierten erleben in Berlin ein umfangreiches Programm. Dabei sind vor allem die Redaktionsbesuche der namhaften deutschen Medien, also der Wochenzeitung Die Zeit und des SPIEGEL zu erwähnen und somit der Austausch mit erfahrenen Kolleginnen und Kollegen aus dem Journalismus.

Dank der finanziellen Unterstützung von unserem Sponsor, der Verbundnetz Gas AG, ist es uns gelungen, das Projekt erfolgreich auszubauen. Die nominierten Autorinnen und Autoren durften im Rahmen des Internationalen Journalistenpreises an einem 2-tägigen Medientraining in der Berliner Journalistenschule teilnehmen.

An der Stelle möchte ich meinen Dank an alle Partner des Projektes aussprechen, ohne die dieses Projekt in der Form nicht möglich wäre. Dabei möchte ich meinen Dank besonders an unseren Medienpartner DIE WELT aussprechen, aber mich auch für die Zusammenarbeit mit der Berliner Journalistenschule, dem Korrespondentennetzwerk für Osteuropa-Berichterstattung n-ost, dem European Youth Press, der Bundeszentrale für politische Bildung sowie dem Collegium Hungaricum Berlin bedanken.

Und nun möchte ich Ihnen in Kürze MitOst vorstellen.

Die Arbeitsfelder des Vereins:

Der Verein hat mittlerweile insbesondere drei größere Arbeitsfelder, dies sind:

- Bürgerschaftliche Bildung und Partizipation, vorwiegend getragen durch ein weiteres Programm der Robert Bosch Stiftung, das Theodor-Heuss-Kolleg, das Seminarleiter und Multiplikatoren in Mittel-, Ost- und Südeuropa motiviert, ausbildet und regionale Netzwerke und Kooperationen ausbaut
- Schule und Europa mit einem renommierten Programm der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft, das Programm Europeans for Peace, das Schulen unterstützt, die sich in bi- und trinationalen Projekten mit den Themenschwerpunkten Nationalsozialismus, Holocaust oder dem aktuellen Jahresthema Menschenrechte befassen
- Kulturaustausch und Kulturmanagement, mit dem das Programm Kulturmanager aus Mittel- und Osteuropa zusammenbringt

Unser Anliegen als Verein ist es, in allen diesen Bereichen vertiefend tätig zu sein, mit unserem hauptamtlichen Team und den zahlreichen ehrenamtlich Tätigen.

MitOst hat mittlerweile 1700 Mitglieder aus über 40 Ländern, so dass entsprechend große Ressourcen dazu auch vorhanden sind.

Abschließend vielen Dank Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit.



Grenzüberschreitender Journalismus

Sehr geehrter Herr Botschafter, sehr geehrte Damen und Herren der Preisjury, liebe Joanna Rother, liebe Gäste, im Namen der Robert Bosch Stiftung möchte ich Sie ganz herzlich begrüßen. Heute Abend haben wir uns hier versammelt, um einen Preis zu verleihen, einen Preis für grenzüberschreitenden Journalismus unter dem Motto: „1989 – 2009: Europa im Dialog“.

Doch bevor ich zum eigentlichen Thema des heutigen Abends komme, erlauben Sie mir ein paar Sätze zur Robert Bosch Stiftung:

Die Robert Bosch Stiftung ist eine der großen unternehmensverbundenen Stiftungen Deutschlands. Sie wurde 1964 gegründet und verfolgt ausschließlich gemeinnützige Zwecke. Sie ist sowohl operativ als auch fördernd tätig und konzentriert sich im Kern auf die Themengebiete Gesundheit, Bildung und Völkerverständigung. In den letzten Jahren flossen jährlich rund 60 Millionen Euro in die Projekt- und Programmarbeit der Stiftung.

Das Projekt „1989 – 2009: Europa im Dialog“ ist, wie ich finde, ein gelungenes Beispiel für die Völkerverständigung innerhalb Europas und verdient es, gefördert zu werden. Denn leider muss man erkennen, dass selbst 20 Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges noch immer Vorurteile zwischen Ost und West, ja aber auch zwischen Nord und Süd bestehen, dass die Nachbarn in Europa noch immer erstaunlich wenig über einander wissen, und dass die als Bild häufig bemühte Mauer in den Köpfen aber auch in den Herzen vieler Menschen noch immer nicht ganz abgerissen ist.

In den nächsten Tagen wird es viele Veranstaltungen geben, natürlich auch hier in Berlin, die sich dem Thema 1989, dem Mauerfall, der Wiedervereinigung Deutschlands, dem Zusammenbruch des Realsozialismus in Osteuropa und damit verbundenen wichtigen und großen Fragen der rezenten europäischen Geschichte widmen werden. Bei der heutigen Veranstaltung geht es nicht nur darum, was gewesen ist. Sondern auch darum, wie die Vergangenheit die Gegenwart prägt, wie die Menschen heute das Europa der 27 wahrnehmen und verstehen und welche Zukunftsperspektiven sie teilen.

Über das Projekt „1989 – 2009: Europa im Dialog“ wurden junge Print- und Online-Journalisten quer durch Europa dazu aufgefordert, ihre Sicht und ihre Wahrnehmungen in diesem Kontext aufzuschreiben. Aber es kamen auch andere Stimmen zu Wort, etwa jene der Protagonisten, die dem Leser in den zahlreichen spannenden und ergreifenden Reportagen begegnen, die eingesendet wurden.

Grenzüberschreitender Journalismus erfordert neben einem feinen Gespür für Themen auch reichhaltiges historisches, interkulturell und regionalspezifisch informiertes Wissen. Er verlangt dem Journalisten die Fähigkeit ab, dem jeweils anders kulturell geprägten und anders sozialisierten Leser, Zuschauer oder Zuhörer die eigenen Themen klar und verständlich darlegen oder aber auch der eigenen nationalen Öffentlichkeit, die jeweils andere Perspektive in nachvollziehbarer Weise berichten und auch erklären zu können. Das ist keine leichte Aufgabe!

Heute Abend haben wir zehn Journalisten eingeladen, denen diese Aufgabe allerdings besonders gut gelungen ist. Drei von ihnen werden im Laufe des Abends dafür mit einem kleinen, aber feinen Preisgeld geehrt werden.

Ich möchte an dieser Stelle MitOst, der als Verein in vielschichtiger Weise mit der Robert Bosch Stiftung zusammenarbeitet und der in gewisser Hinsicht auch mit der Stiftung gewachsen ist, von Herzen für die Idee und die Durchführung dieses Projektes danken. Mein Dank gilt der Geschäftsführerin von MitOst, Ria Schneider, allen beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie schließlich und in besonderem Maße Joanna Rother für die professionelle Exekution.

Die Nominierten





Anne Klesse, Jahrgang 1977, ist geboren und aufgewachsen in Hamburg. Nach dem Abitur packte sie ihr Leben in einen Koffer und suchte sich einen Job in Spanien, bevor sie ein Jahr später in Lüneburg, Niedersachsen, mit dem Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften begann. Für ihre Diplomarbeit beschäftigte sie sich mit Realität und Wirklichkeitskonstruktion in der Kriegsberichterstattung, der dritte Golfkrieg 2002/2003 lieferte während dieser Zeit ausreichend aktuellen Stoff. Nach mehreren Redaktionspraktika und freier Mitarbeit als Reporterin bei Stadtmagazinen und Lokalzeitungen arbeitete sie von Anfang 2004 an fest beim Hamburger Abendblatt. 2006 startete dann das zweijährige Volontariat an der Axel Springer Journalistenschule (jetzt Axel Springer Akademie) mit Stationen bei Bild, Spiegel TV und Welt-Gruppe/Berliner Morgenpost. Im Herbst 2007, kurz vor Ende der Ausbildung, folgte sie dem Ruf nach Berlin und ist seither Redakteurin im Berlin-Ressort der Berliner Morgenpost, Welt und Welt am Sonntag.

Plötzlich war die Mutti weg

Gera 1972, ein kalter Februarmorgen. Draußen ist es grau und nass. Katrin, viereinhalb Jahre alt, schreckt aus dem Schlaf, jemand hämmert gegen die Haustür. Sie hört laute Männerstimmen: „Aufmachen! Sofort die Tür aufmachen!“ Katrin hat Angst. Ihre Mutter hetzt durch die Wohnung, rupft Klamotten aus den Schränken, zieht der kleinen Tochter Wollstrumpfhosen an. Katrin hasst die kratzigen Dinger, sie nörgelt, wehrt sich. Und kassiert eine knallende Ohrfeige. Das hat die Mutter noch nie getan. Katrin ist erschrocken und auf der Stelle ruhig. Sie schießt zu ihrem zwei Jahre älteren Bruder. Auch er guckt verängstigt. Als die Mutter die Tür öffnet, drängen Männer in die Wohnung und zerren die drei hinaus auf die Straße.

Ein paar Meter weiter, auf dem Marktplatz von Gera, wartet ein Auto mit laufendem Motor. Die Frau soll einsteigen, die Kinder werden festgehalten. Katrin weint, sie klammert sich an ihre Mutti. „Ihr wartet bei Oma, wir sehen uns heute Abend“, sagt diese zu ihrer Kleinsten. Dann fährt das Auto weg. Ein paar Sekunden lang hört Katrin noch das Knattern des Motors, dann ist alles still. Grau und nass und noch ein bisschen kälter als vorher. Die Kinder bleiben allein zurück. Ihre Mutter kommt nicht wieder. Nicht am Abend, nicht am darauffolgenden Abend und auch nicht nach einer Woche.

Frau für „asozial“ erklärt

Katrin Behr ist jetzt 42 Jahre alt, und jener kalte Februarmorgen verfolgt sie bis heute. Mittlerweile weiß sie: Damals wurde ihre Mutter gezwungen, sie zur Adoption freizugeben. Der Staat hatte die Frau für „asozial“ erklärt, weil sie nicht arbeiten ging. Katrin Behrs Mutter muss der Staatssicherheit schon lange ein Dorn im Auge gewesen sein, weil sie mit dem Gedanken spielte, auszureisen.

Eltern als asozial zu erklären, war eine Möglichkeit, ihnen die Kinder zu entziehen und in staatliche Obhut zu geben oder zu Adoptiveltern mit der gewünschten politischen Einstellung. Paragraph 249 des DDR-Strafgesetzbuches („Gefährdung der öffentlichen Ordnung durch asoziales Verhalten“) war die gesetzliche Grundlage dafür. Wer sich beispielsweise „aus Arbeitsscheu einer geregelten Arbeit hartnäckig“ entzog, konnte eine Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren bekommen. Das Familiengesetzbuch der DDR ließ den Entzug des Erziehungsrechts bei schwerer schuldhafter Verletzung der elterlichen Pflichten zu. Zu diesen gehörte auch, Kinder zur Einhaltung der Regeln des sozialistischen Zusammenlebens und zum sozialistischen Patriotismus zu erziehen.

Die Entscheidung musste nicht unbedingt ein Gericht fällen, meistens reichte ein Beschluss des Jugendamts.



Katrin Behr und ihr Bruder wurden damals wenige Tage später in ein Kinderheim gebracht. Irgendwann sollte das Mädchen das Wochenende bei einem fremden Ehepaar verbringen. Doch sie weinte die ganze Zeit, das mochten die potenziellen neuen Eltern nicht. Als sie zurückkam, war ihr Bruder weg. All die Fragen, die sie stellte, blieben unbeantwortet. Einmal kam ihre Großmutter zu Besuch. Sie wischte bloß die Tränen des Mädchens weg und sagte: „Deine alte Familie gibt es nicht mehr, such dir 'ne neue.“

Katrin Behr weinte so viel, dass andere Kinder sie „Heulsuse“ riefen. Heute ist sie eine starke Frau, groß und kräftig, alleinerziehende Mutter zweier Kinder. Sie setzt sich für diejenigen ein, die ähnliches erleben mussten wie sie. Im Januar 2008 gründete Katrin Behr den Verein Zwangsadoptierte Kinder, mit einer Internetseite, auf der man Suchanzeigen einstellen kann. Mehr als 90 Familien haben sich mit ihrer Hilfe schon wiedergefunden.

Im Dezember 1973, fast zwei Jahre nach der gewaltsamen Trennung von ihrer Mutter, rief eine Erzieherin die kleine Katrin zu sich. Die Frau sprach von einer neuen Familie und dass dies „die letzte Chance“ sei. „Wenn du nicht brav bist, musst du für immer hier bleiben“, drohte sie. Es funktionierte: Das kinderlose, systemtreue Paar adoptierte das Mädchen.

Katrin Behr wuchs in Berlin auf. Die Erinnerung an ihre Mutti und ihren Bruder, aber auch an den schrecklichen Morgen im Februar 1972 ist in all den Jahren nie verblasst. Auch die Fragen und die Unsicherheit sind geblieben. „Man lernt, gerade zu laufen“, sagt sie. „Aber die Angst bleibt immer da.“ Sie folgt ihr wie ein Schatten, die Angst, dass andere Menschen über ihr Leben bestimmen und plötzlich nichts mehr so ist wie es war.

Wie vielen Menschen es in der DDR so erging wie Katrin Behr, lässt sich nicht sagen. Es gibt keine Statistiken zu Zwangsadoptionen. Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) hat etliche Fälle dokumentiert, der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes ebenfalls. Insgesamt könnten es Tausende sein, allein beim Berliner Verein Mauermuseum kennt man Hunderte Fälle. „In Westdeutschland wusste man davon, die Fälle standen eigentlich immer in Zusammenhang mit Fluchtversuchen der Eltern“, sagt der Geschäftsführende Vorsitzende der IGFM, Karl Hafen. Doch die Bundesrepublik hatte keine unmittelbare Handhabe. „Die Leute wurden damals zuerst kriminalisiert, und dann nahm man ihnen die Kinder weg.“

Trotz vieler Schwierigkeiten gibt es Geschichten mit Happy End. Die prominenteste wurde verfilmt: Schauspielerin Veronika Ferres mimte „Die Frau vom Checkpoint Charlie“, Jutta Gallus, die für einen gescheiterten Fluchtversuch aus der DDR zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Ihre beiden Kinder kamen erst ins Heim und dann zu Gallus' systemtreuem Mann. Die BRD kaufte Jutta Gallus schließlich frei. Vor ihrer Ausreise wurde sie

aber gezwungen, auf das Erziehungsrecht für ihre Töchter zu verzichten. Die Fotos ihres Protestes gingen um die Welt. Mit Erfolg: Sie sah ihre Kinder wieder.

Auch Katrin Behrs Geschichte hat ein glückliches Ende. Obwohl sie oft an ihre Mutti dachte, suchte sie erst 1990, nach der Geburt ihres zweiten Kindes, nach ihr. Sie bat ihre Adoptivmutter nach den Daten und hielt nach einigem Hin und Her tatsächlich einen Zettel mit einer Adresse in der Hand. Es war eine Adresse in Gera, ihrer Heimatstadt. Doch Katrin Behr traute sich nicht, die Mutter anzurufen oder zu besuchen. Was sollte sie sagen? Was würde die Mutti sagen?

Ein Jahr lang blieb der Zettel in einer Schublade. Dann schrieb Katrin Behr einen Brief. Schon zwei Tage später erhielt sie eine Antwort. Am dritten Tag setzte sie sich ins Auto und fuhr nach Gera. Sie klingelte an der Tür, eine ältere Dame öffnete. „Wohnt hier Frau ...?“, fragte Katrin Behr. Die Frau guckte sie an: „Katrin?“ Dann drückten sich beide, ganz fest und ohne Worte. Katrin Behr erfuhr, dass ihre Mutter Briefe an das Jugendamt geschrieben hatte, aus der Haft und auch später; dass sie immer Kontakt zu ihren Kindern wollte. Die Briefe wurden nie weitergeleitet.

Obwohl sie sich jetzt wiederhaben, ist noch lange nicht alles gut. „Es tut immer wieder weh“, sagt Katrin Behr. Sie meint das Unrecht und das verpasste Leben, das sie hätte haben können. Ihr Herz wurde krank, ihren Beruf als Krankenschwester kann sie nicht mehr ausüben. Trotz allem ist sie dankbar, sie hat ihr kleines Happy End.

Andere Geschichten haben nicht einmal das. Marianne Baumüller ist eine Mutter, der die Kinder weggenommen wurden. Sie sucht noch heute nach ihnen. Es waren die Siebziger, sie war alleinerziehend und hatte keine Arbeitsstelle, sondern versorgte zu Hause ihre zwei Kinder: die 1971 geborene Jeannette und den drei Jahre jüngeren Marcel Jan. Irgendwann bekam Marianne Baumüller (sie hieß damals Burandt) Besuch von Mitarbeitern des Jugendamts: Sie solle sich gefälligst Arbeit suchen, sonst würde man ihr die Kinder wegnehmen, hieß es.

Um tagsüber bei den Kindern sein zu können, suchte sich die gelernte Schneiderin einen Job in einer Kneipe. Vor Schichtbeginn brachte sie ihre Kinder zu einer Bekannten in Prenzlauer Berg. Morgens holte sie die Kleinen wieder ab und kümmerte sich um den Haushalt. Eines Tages waren Jeannette und Marcel Jan nicht mehr da. Sie hätten Waschmittel geschluckt und seien im Krankenhaus, sagte die Bekannte. Frau Baumüller sah ihre Kinder nie wieder.

Die heute 58-Jährige weint, wenn sie an den Abend denkt, an dem sie Jeannette und Marcel Jan verabschiedete. Im Jugendamt hieß es damals nur, die Kinder sollten jetzt in einem Heim leben, das sei besser. Marianne Baumüller fuhr zu allen Einrichtungen in Berlin und Umgebung, fragte nach ihren Kindern. Ohne Erfolg. Sie engagierte einen Rechtsanwalt. Ohne Erfolg. Irgendwann verliebte sie sich neu, heiratete, „ich dachte, das würde vielleicht helfen.“ Jahre später stellte sie einen Ausreiseantrag. In einem Staat, der Müttern die Kinder wegnimmt, wollte sie nicht mehr leben.

Letztlich blieb sie doch, erst 1990 zog sie weit weg, nach Bayreuth. Die Erinnerung zog mit. Jedes Jahr an Weihnachten und an den Geburtstagen der Kinder, am 9. Februar und 18. Mai, ist es besonders schlimm. Dann quält sie die Frage: „Hätte ich mehr tun können?“ Wie viel Kraft muss man aufbringen? Wann ist es legitim, aufzugeben? Marianne Baumüller brauchte Jahre, um sich selbst zu verzeihen. „Ich möchte wissen, wie es ihnen geht, möchte sehen, wie sie leben“, sagt sie. Die Hoffnung bleibt.

Sie versperrte noch den Weg

Annegret Wiener hatte mehr Glück. Der heute 50-Jährigen wurden ebenfalls die Kinder genommen. Weil ihr 1979 geborener Sohn Hans-Jürgen angeblich unterernährt und nicht ausreichend geimpft war, klingelten Jugendamt und Polizei eines Morgens Sturm. Annegret Wiener, damals Schleppe, versperrte den Weg zum Kinderzimmer,

schimpfte und heulte. Sie erinnert sich, dass ein Polizist ihr sein Knie in den Unterleib rammte und sie fiel. Sie nahmen Hans-Jürgen mit. Das war im Januar 1982.

Vier Monate später kamen die Leute wieder. Diesmal nahmen sie Enrico, damals fünf, und den zwei Monate alten Mirko mit. Tochter Sandra, damals zwei, und Sohn Ronny, eins, waren zu der Zeit schon im Kindergarten. Als Annegret Wiener die beiden morgens dorthin gebracht hatte, wusste sie nicht, dass sie sie erst Jahrzehnte später wieder sehen würde.

Denn sie kam noch am selben Tag in Untersuchungshaft, ihre Kinder in staatliche Obhut. Wegen Beleidigung, Verleumdung und Verletzung der Erziehungspflicht wurde sie zu eineinhalb Jahren Haft verurteilt. Annegret Wiener war schwanger, als sie ins Gefängnis gebracht wurde. Am 6. Oktober 1983 brachte die damals 24-Jährige im Haftkrankenhaus ihr sechstes Kind zur Welt, Torsten. „Ich habe ihn nur einmal im Arm gehabt, dann wurde er weggebracht.“ Noch in der Klinik versuchte man die Frau zu überreden, ihr Baby zur Adoption freizugeben. Sie erinnert sich nicht mehr, ob sie unterschrieb. Irgendwann hieß es, ihr Sohn lebe jetzt bei Pflegeeltern. Beim Jugendamt sagte man ihr, sie solle Ruhe geben, den Kindern gehe es gut, aber „das geht Sie jetzt nichts mehr an!“ Annegret Wiener ist inzwischen zehnfache Mutter. Die Wände ihrer Wohnung in Tempelhof hängen voller Familienfotos. Doch es fehlen Gesichter. Annegret Wiener ist beinahe besessen von der Suche nach ihnen. Oft sitzt sie stundenlang am Computer und surft im Internet. Im Frühjahr dann ein Erfolg: sie fand Mirko. Sie schrieb ihm eine E-Mail. Er schrieb zurück, mit Telefonnummer. Sie rief ihn an. „Hier ist Frau Wiener“, meldete sie sich, „deine Mutti.“ Sie sprachen sehr lange, Annegret Wiener strich sich den Tag im Kalender an: 6. März 2009, ein Glückstag. Jetzt fehlen noch Torsten und Hans-Jürgen.

Veronika Wengert



Veronika Wengert, geboren 1974 in Karlsruhe, hat sich ihr Studium der Südslawistik, Russistik und Journalistik an den Universitäten Tübingen, Leipzig und Zagreb zum späteren Beruf gemacht. Zunächst war sie fast vier Jahre Redakteurin bei der Moskauer Deutschen Zeitung in Moskau, wechselte dann nach Zagreb, wo sie seit 2005 als freie Journalistin und staatlich geprüfte Übersetzerin tätig ist. Sie beliefert verschiedene deutschsprachige Medien und hat mehrere Reiseführer verfasst bzw. aktualisiert. Schwerpunktländer sind Kroatien und Russland. In ihrer Freizeit bereist sie gerne Südost- und Osteuropa, auch abseits der Touristenpfade. Im Frühjahr 2009 verbrachte sie drei Monate in Slowenien im Rahmen eines Medien-Mittler-Stipendiums, bei dem der nominierte Beitrag zur geteilten Stadt „Gorizia, Nova Gorica“ entstand.



Slowenien/Italien: Eine Stadt mit zwei Gesichtern

Seit der EU-Erweiterung vor fünf Jahren wachsen das slowenische Nova Gorica und das italienische Gorizia langsam zusammen.

Der Bahnhofsvorplatz von Nova Gorica, ganz im Westen von Slowenien, wirkt verlassen. Ein Taxifahrer blättert in seiner Zeitung, nur wenige Meter entfernt haben zwei italienische Militärpolizisten in ihrem Wagen mit der Aufschrift „Carabinieri“ Stellung bezogen. Der Zug in die Alpenstadt Jesenice verkehrt nur selten, der Bahnsteig ist leer. Ein normaler Platz, irgendwo in der mitteleuropäischen Provinz. Wären da nicht die Blumenkübel aus Beton, die sich nebeneinander reihen, um dann in einen brusthohen, dunkelgrünen Maschendrahtzaun überzugehen. 35 Meter sind es genau, die die Tür der k.u.k.-Bahnhofshalle von den Betonkübeln trennen. Diese markieren die Staatsgrenze. Und dahinter beginnt Gorizia, Nordostitalien.

Der Piazzale della Transalpina (Transalpin-Platz), dessen slowenische Hälfte Trg Evrope (Europaplatz) heißt, wurde mit dem EU-Beitritt Sloweniens vor fünf Jahren zum Symbol der Wiedervereinigung. Mit Fanfaren wurde der grüne Zaun abgetragen und später ins winzige Grenzmuseum im Bahnhofsgelände verfrachtet. Dort erzählt er heute, gemeinsam mit Grenzsteinen, dem roten Stern vom Bahnhofsdach und Passierscheinen für Grenzanhänger, den so genannten Propustnice oder Lasciapassare, die Geschichte einer Doppelstadt. Ein zweites Berlin in Mitteleuropa? Der sozialdemokratische Bürgermeister von Nova Gorica, Mirko Brulc, schüttelt energisch den Kopf. Nein, es sei immer eine Stadt gewesen. Vor allem in den vergangenen drei, vier Jahrzehnten habe sich eine Zusammenarbeit, aber auch ein reger Grenzverkehr entwickelt, so Brulc. Die Italiener hatten Benzin, Fleisch und Zigaretten auf ihren Einkaufslisten stehen. Und die Slowenen lockten zu sozialistischen Zeiten Kaffee, Nylonstrümpfe und moderne Jeanshosen nach Italien.

Boza Mozetic zog unterdessen die Arbeit nach Gorizia. Fast 15 Jahre war die Slowenin im Nachbarland tätig, bevor sie nun in Nova Gorica ein Immobilienbüro eröffnet hat. Junge Italiener fragen bei ihr nach Wohnungen in Slowenien an, wo die Lebenshaltungskosten, Restaurant-, Zigaretten- und Spritpreise niedriger sind. Und Slowenen erwerben Immobilien in Italien, wo sie dafür ohne Weiteres ein Drittel einsparen könnten, oft bei besserer Qualität. Dennoch sei solch ein Umzug nicht jedermanns Sache, erzählt die Mittfünfzigerin mit der gepflegten roten Kurzhaarfrisur: „Denn die Grenze in den Köpfen besteht immer noch.“

Während ihre Eltern noch einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg höchstens vier Mal pro Monat nach Italien durften, seien die Grenzen in den 1970er Jahren gelockert worden. Tägliche Besuche im Nachbarland waren fortan möglich. „Trotz Sozialismus war diese Grenze für uns immer das Fenster zur großen, weiten Welt gewesen“, erzählt Boza Mozetic. In Italien habe man sich über die neuesten Modetrends, aber auch kulinarische oder technische Entwicklungen informiert. „Und damit waren wir hier an der Grenze oft näher am Puls der Zeit, als die Menschen in Ljubljana.“ Mit der Unabhängigkeit Sloweniens vom Vielvölkerstaat Jugoslawien 1991 entstanden jedoch eigene Einkaufszentren im ganzen Land. Man fahre nicht mehr nach Italien, sondern kaufe heute in Nova Gorica oder Ljubljana ein. Den italienischen Händlern sei daher über Nacht ein enormer Markt weggebrochen, so Boza Mozetic.

Stattdessen fährt man heute jedoch verstärkt zum Arbeiten über die Grenze: Die Slowenen heuern in Italien als Fahrer oder Industriearbeiter an, viele auch illegal als Haushaltshilfen. Und die italienischen Arbeiter haben längst entdeckt, dass es um Nova Gorica wirtschaftlich gar nicht so schlecht bestellt ist, mit Möbelfabrik, Autoelektrik- und Zementwerk. Sechs Prozent Arbeitslose habe man zuvor aus slowenischer Seite gehabt, schätzt Bürgermeister Brulc. Nun seien vielleicht zehn Prozent ohne Arbeit, infolge der globalen Krise.

Ein gemeinsamer Bus, der auf slowenischer Seite kostenlos ist, verbindet die beiden Städte miteinander. Wer krank wird, kann sich aufgrund eines Abkommens aussuchen, ob er im italienischen oder slowenischen Krankenhaus behandelt werden möchte. Und wer ein Theaterabo in Nova Gorica erworben hat, bekommt von den Bühnen in Gorizia erhebliche Rabatte eingeräumt. Überhaupt ist die Zusammenarbeit im Kulturbereich rege. Dafür sorgen ein italienischer Kulturverband auf slowenischem Boden sowie zwei slowenische Kulturzentren in Gorizia. Man trifft sich zum gemeinsamen Marathon, Radfahren oder zur Schatzsuche mit dem Auto – natürlich grenzüberschreitend.

Die Zusammenarbeit der beiden Städte sei nichts Neues, dieser Prozess habe bereits vor drei Jahrzehnten eingesetzt, sagt Ettore Romoli, konservativer Bürgermeister von Gorizia. Romoli lehnt sich in einem Polstersessel mit den barocken Holzfüßen zurück und fährt sich durchs schlohweiße Haar. Eine Explosion habe es im Hinblick auf die bilateralen Beziehungen jedoch nicht gegeben. „Es ist eine Annäherung, die sich langsam entwickelt“, so Romoli.

Mit dem EU-Beitritt Sloweniens habe sich zwar einiges intensiviert, maßgeblicher sei jedoch das Inkrafttreten des Schengen-Abkommens im Dezember 2007 gewesen. „Die Veränderungen waren dabei eher psychologischer Natur“, sagt Romoli. Denn trotz der Zugehörigkeit zur Europäischen Union habe man an den Grenzübergängen anhalten müssen. Seit Schengen könne man unterdessen einfach durchfahren und sich frei bewegen, ohne Kontrollen. Dennoch schrecken scheinbar viele Bewohner von Gorizia vor einem Besuch in Slowenien zurück. Jeder Vierte sei noch nicht da gewesen, habe man herausgefunden, sagt Bürgermeister Brulc.

Nova Gorica und Gorizia: Zwei ungleiche Städte, die nebeneinander gewachsen sind. Oder vielmehr eine Stadt, deren weiteres Schicksal mit den „Pariser Verträgen“ 1947 am Verhandlungstisch besiegelt wurde. Denn die Grenzziehung nach dem Zweiten Weltkrieg führte dazu, dass Nova Gorica, das „Neue Görz“, emporgezogen wurde – da das alte Görz auf italienischem Gebiet geblieben war. Nur das Bahnhofsgebäude, das 1945 von jugoslawischen Partisanen besetzt worden war, sowie ein kleinerer Teil der Stadt gingen an Jugoslawien über, der Großteil der Stadt wurde Italien zugesprochen.

Das alte Görz/Gorizia, das seit dem Spätmittelalter Sitz des gleichnamigen Tiroler Grafengeschlechts Görz gewesen war, ist historisch gewachsen. Eine Gegend, in der traditionell Italienisch, Slowenisch, Deutsch und Furlanisch gesprochen wurde. Eine Stadt mit tausendjähriger Geschichte, trutzigem Schloss über der Altstadt, eleganten Palästen, Herrenhäusern, alten Kirchen und engen Gassen. Und entlang der Via Italia trifft man sich abends an den Stehtischen vor den Bars, um gesehen zu werden. Gorizia, das mit seinen 36.000 Einwohnern doppelt so groß wie Nova Gorica ist, versprüht mediterranes Flair.

Auf der anderen Seite der Bahnlinie erhebt sich unterdessen Nova Gorica, eine Planstadt vom Reißbrett, die im Vorjahr gerade mal ihren 60. Geburtstag feierte. Mit viel Enthusiasmus und noch mehr Beton rückten Arbeiterbrigaden in den Nachkriegsjahren aus ganz Jugoslawien an. Buchstäblich auf der grünen Wiese wuchsen gesichtslose Wohnblocks empor. Eine sozialistische Utopie, mit Wohnungen und Arbeit für alle, wurde an der westlichen Peripherie Jugoslawiens verwirklicht. Das entsprechend gesichtslose Zentrum bilden Rathaus, Bibliothek und Theater, die sich um einen freien Platz gruppieren. Die malerischen Hügel in der Umgebung stimmen umso versöhnlicher. Auf einem von ihnen thront ein Franziskanerkloster: Hier fand der letzte französische Herrscher, Karl X., seine letzte Ruhe, nachdem er 1836 während eines Aufenthalts in Görz erkrankt und verstorben war.

In Nova Gorica setzt man heute allerdings nicht nur auf die malerischen Rebhügel des umliegenden Vipavats, sondern vor allem auf Fortuna. Und auf jene gut betuchte Touristen aus Italien, die dem Glücksspiel zugeneigt sind. Wer es eilig hat, hält gleich im Drive-Inn-Casino direkt hinter dem verlassenen großen Grenzübergang. Das Casino Perla ist unterdessen bei spielfreudigen Italienern fast zu einem Synonym für die gesamte Stadt geworden: Ein Segelschiff aus Beton und Glas. Innen verirrt sich der Gast in einem Labyrinth aus 1.008 Spielautomaten und Pokertischen, die ihm den Ruf des größten Casinos in Europa eingebracht haben. Und in den Restaurants des Perla kredenzen preisgekrönte Köche feine Speisen mit Rosenblättern. Denn die Rose ist Symbol der Stadt und wurde früher auch an den Hof nach Wien geliefert.

In Italien werde Nova Gorica allerdings oft nur „Slo Vegas“ genannt, in Anlehnung an die US-Glücksspielmetropole Las Vegas, erzählt Lavra Persolja, Marketing-Expertin des Perla. Überhaupt lebe man zu über 90 Prozent von den Italienern, die ungeachtet der Krise zahlreich nach Nova Gorica strömen. Nur mit der Höhe der Einsätze sei man zurückhaltender geworden.: Allein im Perla waren es im Vorjahr 800.000 Gäste, fast alle aus dem Nachbarland. Und damit diese sich wie zu Hause fühlen, werden italienische Superstars wie Al Bano oder Toto Cotugno auf die Showbühne eingeflogen. Ein Stück Italien, mitten in Slowenien, rund um die Uhr.

1. Auflage

© MitOst e. V., Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung sowie der Einspeicherung in elektronische Systeme.

Verantwortlich: Joanna M. Rother

Mitarbeit: Anna Samol

Lektorat: Thomas Döring

Grafik und Satz: Olaf Schulz / www.akustikkoppler.org

Fotos: Stefan Maria Rother / www.StefanMariaRother.com

Fotos auf den Seiten 60-63: Teilnehmer des Medientrainings

Druck und Bindung: Pinguin Druck

Printed in Germany.

ISBN 978-3-9812411-3-6

Ausgeschrieben von

MitOst Verein für Sprach- und Kulturaustausch
in Mittel-, Ost- und Südosteuropa

Gefördert von

Robert Bosch Stiftung HANIEL STIFTUNG



Gefördert durch die Europäische Union im
Rahmen des Programms „Europa für Bürgerinnen
und Bürger“ 2007-2013.

Sponsoren



Medienpartner

DIE WELT

Der Internationale Journalistenpreis wird von MitOst e.V. veranstaltet, dem Verein für Sprach und Kulturaustausch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa mit über 1700 Mitgliedern aus über 40 Ländern.
Mehr Informationen unter: www.mitost.org